

Die Wetterkunde und der sogenannte Wetteraberglaube.

Von

O. Myrbach.

Vortrag, gehalten am 12. März 1930.

Die Wetterkunde verfolgt das Ziel, die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, welche in ihrer Gesamtheit das Wetter ausmachen, zu ordnen und unter dem einheitlichen Hut physikalischer Theorien zusammenzufassen und zu erklären. Der Physiker hat vor dem Meteorologen den ungeheuren Vorteil voraus, über das Hilfsmittel des Experiments zu verfügen. Durch den Versuch kann er vermutete Zusammenhänge zwischen Erscheinungen beweisen und quantitativ erfassen. In der Wetterkunde spielt der Versuch eine ganz untergeordnete Rolle. An seine Stelle tritt die Statistik, die leider nicht so klare und eindeutige Antworten gibt wie der Versuch, weil die hier übliche Mittelbildung nur ein dürftiger Ersatz ist für die Konstanthaltung einiger Veränderlicher im physikalischen Experiment.

Die Physik verfügt über ein Lehrgebäude von Theorien zur Erklärung der beobachteten Erscheinungen. In dieses Gebäude hat sich auch die Wetterkunde eingemietet. Stößt der forschende Physiker auf Erscheinungen, die sich den geltenden Theorien nicht einordnen lassen, so geht er zunächst in wiederholten Experimenten auf die Suche nach irreführenden Fehlerquellen. Kann er keine finden, so muß er die Realität der neu entdeckten Tatsache anerkennen und die alten Theorien der neuen Tatsache anzupassen versuchen.

Dabei kommt es freilich ab und zu vor, daß ein ganzer Theorienpalast krachend zusammenstürzt wie die alte Atomtheorie nach der Entdeckung des Atomzerfalls. Vor dieser Entdeckung wäre jeder Glaube an die Teilbarkeit der Atome „Aberglaube“ gewesen. Und doch: ein Merkmal des Aberglaubens hätte ihm noch gefehlt: die dunkle Abstammung aus dem Schoße des wissenschaftlich ungebildeten Volkes. „Aberglaube“ ist also eine im Volk verbreitete Meinung, die mit den geltenden Lehrsätzen der zuständigen Wissenschaft in Widerspruch steht. Aberglaube war es einst, daß Steine vom Himmel fallen können, Aberglaube war es gestern, daß der Mond das Wetter beeinflusse, Aberglaube ist es heute, daß auch die Planeten je nach ihrer Stellung zur Erde ihre Hand dabei im Spiele haben.

Die Grenzen zwischen Wissenschaft und Aberglauben sind fließend und verschieben sich mit dem Fortschritt der Wissenschaft. Mit der fortgesetzten Anpassung der wissenschaftlichen Lehren an neue Wirklichkeiten verlieren auch Sätze des Aberglaubens das Merkmal der Unerklärbarkeit und Unvereinbarkeit mit jenen Lehren und werden den wissenschaftlichen Erkenntnissen einverleibt.

Die Wetterkunde hat es vielleicht noch ein bißchen schwerer als ihre Mutter, die Physik. Wenn der Physiker auf Erscheinungen trifft, die seinen Theorien widersprechen, wie etwa Telekinese oder Levitation, so kann er sich im einwandfreien Versuch überzeugen, ob diese Erscheinungen auf Täuschung beruhen oder

reell sind. Der Wetter-Gelehrte pflegt immer lieber den Beweis für eine derartig neue Beobachtung abzulehnen, bevor er daran geht, selbst die von der Physik übernommenen Lehren zu ergänzen oder zu verbessern, weil ihm der aus der Statistik gewonnene Beweis immer verdächtig ist.

Es gab Zeiten, da das Lehrgebäude der Naturwissenschaften nicht so fest gefügt und engmaschig war. Damals stand ja auch noch dem Gelehrten der Weltenschöpfer als letzte Hilfshypothese zur Verfügung und ihm wurden in Demut solche Erscheinungen zugeschrieben, die unerklärbar schienen, denn bei Gott war ja alles möglich. Nachdem aber einmal Laplace den stolzen Ausspruch getan hatte, er bedürfe dieser Hypothese nicht mehr, wurde von den Vertretern der Naturwissenschaften die scharfe Trennung vollzogen: was in der Welt der Erscheinungen bewiesen und erklärbar war, galt als wissenschaftlich gesichertes Erkenntnis, als erworbenes Wissen. Was aber Erklärungsversuchen spottete, war erst nicht wert, bewiesen zu werden, weil es nicht wahr sein konnte und galten als Aberglaube und Ammenmärchen.

Mit emsiger Begeisterung sammelten fortan die meteorologischen Gelehrten Steinchen auf Steinchen der Erkenntnis und fügten sie zusammen zu dem heutigen Lehrgebäude. Mitleidig und verachtend gewahrten sie, daß jenseits der großen Trennungsscheide die Masse des landbewohnenden Volkes ihren Schatz an vermeintlichem Wissen über das Wetter als über-

liefertes Erbgut wahrte. Dieser Wissens- oder sagen wir vorsichtiger Glaubensschatz ist in den „Bauernregeln“ zusammengefaßt.

Auch das Volk hatte seine Regeln aus der Erfahrung gewonnen, so gut wie die Gelehrten — aber es war sich seiner Unbildung in der Physik bewußt und verzichtete auf ihre Erklärbarkeit. Die Gelehrten besahen sich diese Regeln und fanden darunter einige, zu denen sich der physikalische Reim finden ließ. Die mußten wohl oder übel als brauchbar anerkannt werden, wenn auch mit Widerwillen, weil sie vom ungebildeten Volk gefunden worden waren. Mit um so größerer Entrüstung wurden alle übrigen Bauernregeln verdammt und ins Gebiet des Aberglaubens verwiesen, die sich nicht erklären ließen. Mit aller wünschenswerten Klarheit hat Hildebrandson im Jahre 1884 den Standpunkt der Wissenschaft gegenüber den Bauernregeln folgendermaßen präzisiert:

„1. Die Annahme einer Beziehung der Witterung zu den Wochentagen oder Festtagen, zur Stellung der Himmelskörper und den Mondphasen in eine Absurdität.

2. Desgleichen ist jede Voraussage über die Temperatur einer kommenden Jahreszeit oder eines Monats beim gegenwärtigen Stand der Wissenschaft unmöglich und die sogenannten Lostage und andere darauf bezüglichen Vorzeichen sind gänzlich ohne Wert.

3. Es ist im allgemeinen wünschenswert für die Vegetation und die Ernten, daß die Jahreszeiten ihre

normale Temperatur haben. Das ist es, was den Hauptinhalt aller populären Wetterregeln eigentlich ausmacht.

4. Es existiert für die Wetterprognose auf ganz kurze Termine eine große Anzahl von Wetterregeln, von denen viele sehr sicher sind.“

Ich glaube, Sie werden mir zugeben, daß ich mit dem Wort „Entrüstung“ nicht zu viel behauptet habe. Es kam Hildebrandson gar nicht zu Bewußtsein, wie voreilig sein Schluß war, deshalb, weil die junge Wissenschaft damals noch keine langfristige Voraussage wagen durfte, seien alle darauf bezüglichen Regeln — und mögen sie auf das stattliche Alter von Jahrtausenden zurückblicken, „gänzlich ohne Wert“. Eine reine Verlegenheitsausflucht ist aber die Erklärung 3, der Hauptinhalt der Wetterregeln sei die Erkenntnis, daß es für das Gedeihen aller Früchte am besten sei, wenn ein Jahr den „normalen“ Wetterverlauf habe. Dieser Begriff der „normalen Witterung“, dessen Mißbrauch wir bis heute nicht ganz verlernt haben, entspricht so recht dem Bedürfnis jener Zeit nach pedantischer Ordnung in der Natur. Man berechnete Mittelwerte aller meteorologischen Elemente für Monate und Jahre und meinte: das durch diese Mittel ausgedrückte Wetter sei das ordentliche, vorschriftsmäßige, das die Natur eigentlich hatte herstellen wollen, und alle Abweichungen davon seien nur Schlampereien der Natur oder boshafte Tücken des Zufalls. Auf dieser Naturauffassung beruhen eigentlich alle bisherigen Klimadarstellungen, die sich fast ganz

auf die Mitteilung von Mittelwerten für einzelne Gegenden beschränken. Heute ist jene Naturauffassung überwunden. Es ist schon Gemeingut der Gelehrten geworden, daß auch in den Abweichungen des Wetters vom vorschriftsmäßigen, normalen, Gesetze und nicht bloß Zufälle walten. Ist auch der Spielraum, den wir heute dem Zufall noch einräumen müssen, unerfreulich groß, so wird er doch mit dem Fortschritt der Erkenntnis zusehends enger.

Urteilen Sie selbst: ist sehr große Hitze im Juli der Nordalpen normal oder nicht? Unsere Eltern hätten ohne Zögern „ja“ geantwortet. Wir, die wir die kühlen, verregneten Sommer des 20. Jahrhunderts erlebt haben, müssen eher „nein“ antworten. Wer hat recht? Niemand, weil die Fragestellung schlecht war und es keinen normalen Juli gibt. Das „normale Wetter“ hat mit den komplexen Zahlen die fatale Ähnlichkeit, nur in den Köpfen der Gelehrten zu existieren.

Wenn nun die Bauernregel verlangt:

„Im Juli muß vor Hitze braten,
Was im September soll geraten“,

so meint das Volk damit nicht, daß der Juli „normal“ sein muß, um eine gute Ernte zu versprechen, sondern daß er eben heiß sein muß. Allenfalls mag Hildebrandson recht gehabt haben, wenn er eine Regel wie diese im Auge hatte:

„Im Hornung sieht der Bauer lieber einen hung-
rigen Wolf als einen Mann im Hemd auf dem Felde.“

Eine so starke Temperaturabweichung des Februar von der gebührenden Kälte, daß der Mann im Feld im Hemd geht, mag immerhin als arge Schlamperei der Natur gelten, wogegen die vorschriftsmäßige Kälte im Februar nur Gutes verspricht:

„Nimmt sich der Hornung Schnee und Eis,
Verdient der nächste Mai den Preis“

oder

„Friert es nicht im Hornung ein,
Wird's ein schlechtes Kornjahr sein“.

Anders steht es aber schon mit folgendem Spruch:

„Regen im Februar
bringt flüssigen Dünger fürs Jahr.“

Den Regen im Februar kann man in unseren Gegenden nicht mehr gut als vorschriftsmäßig, also normal bezeichnen, denn im Februar gebührt uns, wie wir eben gehört haben, Schnee und Eis. Und dennoch kann flüssiger Dünger den Fluren doch nur gut tun. Dagegen ist wieder Hildebrandsons Erklärung offensichtlich nicht mehr anwendbar bei folgenden Regeln:

„Im Hornung müssen die Stürme fackeln,
Daß dem Ochsen die Hörner wackeln“,

denn ein normaler Februar hätte wohl eher still und kalt zu sein und:

„Soviel Nebeltage im Hornung,
Soviel kalte Tage im August“.

Aber auch er hätte anerkennen müssen:

„Ob's warm, ob kalt, in jedem Fall:
Viel Narren gibts im Karneval.“

Hierher gehört auch die allgemein geläufige Regel; deren Richtigkeit wissenschaftlich einwandfrei bewiesen ist:

„Kräht der Hahn auf dem Mist,
So ändert sich's Wetter oder s'bleibt wie's ist.“

Da ich nun schon mitten im Zitieren der Volksweisheit drin bin, will ich gleich Belege für jene Gattung bringen, die Hildebrandson unter Punkt 4 anerkennt, das sind solche Regeln, die sich mit Anzeichen für unmittelbar bevorstehende Wetteränderungen befassen. Eine köstliche Zusammenstellung solcher Sprüche enthält das älteste deutsche Wetterbuch von Reynmann aus dem Jahre 1510. Unter dem Titel „Pauren regel“ finden sich hier folgende, ganz ausgezeichnete Beobachtungen:

„Wenn die kellt im winter lindet
alsbald man Schnees empfindet.
Es seyen dann dunckel wolcken dabey
so sag das es ain Regen sey.
Wenn morgens frü schreyen die frösch
bedeut ein regen darnach gar rösch.
So die genns Ennten und taucherlein
vast baden und bey einander seyn
vil wasservögel zu der frist
nass wetter gewiss vor augen ist

Das ist gewiss on alls betriegen
wenn schwalben auf dem wasser fliegen
Und mit den flügeln schlagen drein
das regen wetter nit weyt thut sein
Ain Morgenröt die leugt nit
ain bauchete magt treugt nit —
Die röt bedeut ain regen oder wind
so ist die magt faist oder tregt ain kind.

Wenn in der sonnen nydergeen
rot wolcken an dem hymmel steen
Der tag darnach wirt gewonlich schön.

Wenn den hunden die beuch kurzen
vil gras essen, greinen und murzen,
so bleybt selten unnderwegen
es volgt darauff bald ein regen.

So die hund das gras speyen
und die weyber über die flöch schreien
Oder sy die zeehen jucken
thut nass wetter zuher rucken.

Mich hat ainsmals ein paur gelert
und ich habs auch zum tail bewert
So die Höltzer und die hegken,
schwartz scheinen regen erwecken.

Wenn den peurin das muss anprindt
und nachts unruhig sind die kindl
Bedeutet regen oder wind.

Wenn der rauch nit aus dem haus wil
so ist vor augen regen zil.

Wenn die bachensluck thun rinnen
und die maid entschlaffen am spinnen
Unnd das salcz lind und waich wirt,
an dem man gewiss ain regen spirt.

So die Sonn haiss thut stechen
die küe pisen und prummen

Alsbald thun die pauren sprechen
es wird gewiss ein regen kummen.

Wenn die ross seer beyssen die mucken
bedeut ain regen von freyen stucken.“

Es ist nicht nötig, diese Regeln alle eingehend zu besprechen: die meisten unter Ihnen werden schon so manche derselben bestätigt gefunden haben. Und die Erklärung für die Wirkung eines bevorstehenden Wetterumschlages auf Tiere und Menschen ist heute noch nicht in befriedigender Weise gelungen. Die weitestverbreitete unter diesen Regeln ist wohl die über das Abendrot. In modernerer Fassung und in Verbindung mit dem Morgenrot heißt sie:

„Abendrot — Schönwetter-Bot;
Morgenrot bringt Wind und Kot.“

Oder italienisch:

„Nuvole rosse la sera,
Buon tempo si spera.

Nuvole rosse la mattina,
Il tempo si spina.“

Andere gute Anzeichen für kurzfristige Vorhersagen enthalten folgende Regeln:

„Der Nebel, wenn er steigend sich erhält,
Bringt Regen, doch klar Wetter, wenn er fällt“

und

„Morgens Morgenwind, mittags Mittagwind —
Auf Tage schön Wetter wir sicher sind“.

Der steigende Nebel zeigt, daß eine aufsteigende Bewegung in der Luft vorhanden ist, die zu Kondensation und Regen führen kann, während die niedersinkende zur Auflösung der Wolken führen muß. Die Ausbildung der Lokalwinde, die zu verschiedenen Tageszeiten aus verschiedenen Gegenden kommen, beweist, daß Hochdruck die Wetterlage beherrscht und Gewähr für einige Dauer desselben bietet.

Manche Regeln beschäftigen sich mit der Einteilung des Jahres und dem Wechsel der Jahreszeiten. Sie mögen vielen als selbstverständlich, daher wertlos erscheinen, doch trifft das für wenige zu. Die meisten enthalten doch auffallend gute Beobachtungen. So habe ich noch kaum eine bessere, meteorologisch richtigere Abteilung der Jahreszeiten gefunden als die folgende:

„Sankt Klemens uns den Winter bringt (23. XI.),
Sankt Petri Stuhl dem Frühling winkt (22. II.),
Den Sommer bringt uns Sankt Urban (22. V.),
Der Herbst fängt um Bartolomäi an (24. VIII).“

Ich glaube, daß wir Meteorologen zur selben Einteilung gekommen wären, wenn wir es nicht vorzögen,

je drei volle Monate zu einer Jahreszeit zu vereinigen, um bequemer Jahreszeitenmittel berechnen zu können.

Entsprechend diesen Regeln über die meteorologische Einteilung des Jahres bringen andere Ratschläge, wann mit den verschiedenen Arbeiten begonnen werden soll. Da uns diese Regeln hier nicht näher beschäftigen, sollen, ein Beispiel für alle:

„An Sankt Benedikt acht wohl (21. III.),
Daß man Hafer säen soll.“

Ohne Anspruch auf eine vollständige Einteilung der Bauernregeln zu machen, möchte ich jetzt zu der wichtigsten und interessantesten Gattung übergehen, nämlich zu den Lostagen. Das Volk kennt verschiedene Arten von Lostagen: bei der einen soll das Wetter des Lostages noch längere Zeit anhalten, bei der zweiten soll in einiger Zeit das gegenteilige Wetter folgen, bei der dritten soll das Wetter des Lostages darüber entscheiden, wie das Wetter eines fernen Monates, einer Jahreszeit oder gar des folgenden Jahres ausfallen wird, und die vierte endlich prophezeit aus dem Wetter eines Tages den Ausfall der Ernte. Auf letztere Art wollen wir hier nicht eingehen, weil ihre Beurteilung Sache des Landmannes ist. Wir beschränken uns auf die Betrachtung der reinen Wetterlostage, die schon genug der interessanten Fragen bieten.

Der Gedanke, der allen Lostageregeln zugrunde liegt und aus der Erfahrung gewonnen wurde, ist der daß Beharrung des Wetters einerseits und Wetter-

umschläge andererseits nicht an allen Tagen des Jahres gleich wahrscheinlich sind, sondern daß zu manchen Zeiten das Beharrungsvermögen, zu anderen der Wechsel überwiegt. Dieser Gedanke beherrschte den ehemaligen Direktor der Wiener Sternwarte Pilgram, als er im Jahre 1788 sein wunderbares Werk „Über das Wahrscheinliche der Wetterkunde“ herausgab. Gleich zu Anfang findet sich ein Kapitel über die Notwendigkeit, die ordentliche Witterung seines Landes zu kennen. Anschließend untersucht der Verfasser an Hand seiner eigenen 25jährigen Wetterbeobachtungen den Charakter jedes Tages des Jahres in Wien. Dabei verfiel er noch nicht dem Fehler der späteren Meteorologen, Mittel zu bilden, sondern dem Titel des Werkes getreu gab er an, wie oft in den abgelaufenen 25 Jahren sich jede mögliche Art des Wetters an jedem Tag des Jahres fand. Unter anderem kommt er z. B. für den 21. November zum Schluß: „Hier ist eigentlich zu Wien der Anfang des Winters.“ Man sieht die nahe Übereinstimmung eines vorurteilsfrei forschenden Meteorologen mit der früher besprochenen Jahreszeiteinteilung des Volkes. Ich erwähne in diesem Zusammenhang noch die Regel über den 20. November:

„Korbinian — fängt das Frieren an.“

Die Schöpfer der modernen Wetterkunde sind aber ganz andere Wege gegangen als Pilgram, eben jene, die ich zu Anfang meines Vortrages skizzierte: was an der Wettergestaltung nicht durch wissenschaftlich erklärte Umstände kausal bedingt war, wurde restlos

dem Walten des Zufalls überlassen. Da außerdem den Fachgelehrten in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das Zeitgefühl abhanden kam, das noch den Altmeister Dove in besonderem Maße ausgezeichnet hatte, so brach sich die Anschauung Bahn, der zeitliche Anfall bestimmter Wettertypen entbehre jeder Ordnung, sei ausschließlich ein Ergebnis choatischen Zufalles; von dem allgemeinen, durchaus kontinuierlichen Jahresgang der meteorologischen Elemente abgesehen, sei jedes Wetter an jedem Tag des Jahres gleich wahrscheinlich. Es ist klar, daß alle Lostageregeln von diesem Standpunkte aus gesehen so sinnlos erscheinen mußten, wie dies Hildebrandson unverblümt ausgesprochen hat.

Aber die großen Rhythmen und Perioden in den Lehrmeinungen der Wissenschaft schwingen weiter und fegen voreilige Fehlurteile mitleidlos hinweg. Vor $1\frac{1}{2}$ Jahren, also 140 Jahre nach Pilgram, erschien eine Abhandlung vom Direktor der Wetterwarte in München, Schmauss, in welcher der Verfasser zeigt, daß die einzelnen Tage des Jahres voneinander durchaus verschiedene Wetterneigungen haben, und daß z. B. Wetterstürze an manchen Tagen viel wahrscheinlicher sind als an anderen. Der Auszählung lag ein 45jähriges Material von München zugrunde.

Durch diese Tat ist nun die Grundvoraussetzung für einen möglichen Sinn der Lostage wissenschaftlich nachgewiesen. Freilich war diese Arbeit durch einen radikalen Umschwung der Anschauungen in den letzten Jahren gut vorbereitet. Andere Forscher haben nämlich

inzwischen gezeigt, daß im Wetterablauf gewisse Rhythmen, also Regelmäßigkeiten zu finden sind. Wohl haben auch schon einige Forscher hie und da versucht, einzelne Lostageregeln auf ihre Gültigkeit zu prüfen; aber sie taten das doch fast mit schlechtem Gewissen und bitten auch mitunter förmlich um Entschuldigung, daß sie sich mit einem so verpönten Thema abgeben. Dieses schlechte Gewissen war gut verständlich, solange das Axiom vom zufälligen Wetterablauf zurecht zu bestehen schien.

Bevor ich weiter auf die Prüfbarkeit und erfolgte Prüfung von Lostageregeln eingehe, möchte ich kurz die wichtigsten Lostage des Jahres mit ihren Regeln durchnehmen. Zuvor habe ich aber noch eine große Schwierigkeit zu erwähnen.

Wir wissen nicht, wann die einzelnen Regeln entstanden sind; die meisten stammen sicher noch aus der Zeit des Julianischen Kalenders. Durch die Gregorianische Kalenderreform im Jahre 1582 wurden nun alle Heiligen im Kalender um 10 Tage verschoben. Darum klagten schon damals die Bauern:

„O Bapst, was hastu angericht
Mit deinem heillosen Gedicht,
Das du verkehret hast die Zeit,
Dadurch irr gemacht uns arme Leut,
Das wir nunmehr kein Wissen haben,
Wenn man soll pflanzen, saen und graben.
Haben uns gericht in das Jahr
Nach unsrer Bawren Regel zwar.“

Noch schwerer hat es heute jeder, der die Gültigkeit der Lostage prüfen will, weil er nicht weiß, für welchen Tag sie eigentlich gelten sollen; für den Julianischen oder Gregorianischen Kalender oder dazwischen. Man müßte darum eigentlich immer 10 Tage für jede Regel gelten lassen. Die wichtigsten Lostage sind:

2. Februar, Maria Lichtmeß: einer der größten Lostage überhaupt, für den es zahlreiche Sprüche gibt. Alle laufen aber auf denselben Sinn hinaus, daß nach Maria Lichtmeß ein vollständiger Umschwung des Wetters zu erwarten ist. Eine der bezüglichen Regeln heißt:

„Lichtmeß im Klee — Ostern im Schnee.“

Eine andere Fassung lautet:

„Sonnt sich der Dachs in der Lichtmeßwoche,
Geht auf vier Wochen er wieder zu Loche.“

Für Ungarn hat Szava Kovacs nachgewiesen, daß die Temperaturanomalie des Februarbeginnes mit 70⁰/₀ Wahrscheinlichkeit Ende Februar in die gegen-
teilige umschlägt.

24. Februar, Matthias:

„Mattheis brichts Eis,

Findt' er keins, so macht er eins.“

10. März, 40 Märtyrer:

„Wie das Wetter an diesem Tage ist,
so bleibt es noch 40 Tage.“

8. Juli, Medardus:

„Macht Medardus naß,

so regnet's ohne Unterlaß.“

10. Juni, Margarete:

„Regnets am Margaretentage,
Dauert der Regen 40 Tage.“

27. Juni oder 8. Juli, Siebenschläfer:

„Regnets am Siebenschläfertag,
der Regen sieben Wochen nicht weichen mag.“

Für Solingen wurde gefunden: Je stärker ausgeprägt die Sommerregen in den letzten vier Junitagen sind, um so mehr Aussicht hat die Regenperiode auf Intensität und Dauer.

2. Juli, Mariä Heimsuchung oder Mariä Eintropf genannt:

„Regnets am Tag unserer lieben Frauen,
Da sie das Gebirg tät beschauen,
So wird sich das Regenwetter mehren
Und 40 Täg nacheinander wahren.“

(Aus einem bayerischen Kalender.)

24. August, Bartholomäus:

„Bartholomäus hat das Wetter parat
Für den Herbst bis zur Saat.“

Diesem Lostag verdanke ich meine Beschäftigung mit Lostagen überhaupt. Als ich im verregneten Sommer 1926 von einer Redaktion gefragt wurde, wie lang der Regen noch dauern werde, sah ich nach, wann in Wien verregnete Sommer gewöhnlich ihr Ende fanden. Es war meist um den 24. August der Fall. Das brachte mich auf die Idee, nachzusehen, ob diese Erscheinung vielleicht in einer Lostagregel festgehalten ist, und ich fand Bartholomäus.

1. September, Egidi:

„Aegid hell,
Bringt schönen Herbst zur Stell.“

24. September, Matthäus der Evangelist:

„Wie's Matthäus treibt,
So es noch vier Wochen bleibt.“

und: „Am Tage Matthäi gut Wetter:
Im nächsten Jahr viel guten Wein.“

29. September, Michael:

„Soviel Tage es vor Sankt Michael reift,
soviel wird's nach St. Georg (24. IV.) Fröste geben.“

1. November, Allerheiligen:

1. „Bringt Allerheiligen einen Winter,
so bringt Martini einen Sommer.“

2. „Nach Allerheiligenmiss,
Sind wir des Winters gewiß;
Wenn er dann nicht kommen mag,
Dauert es nur bis Martinitag.“

11. November, Martini:

„An Martini Sonnenschein,
Tritt ein kalter Winter ein.“

25. Dezember, Weihnachten:

1. „Grüne Weihnachten — weiße Ostern.“

2. „Wenn de hillge Christ en Brügge findet,
so brickt he se;
Findt he keene, so mackt he eene.“

Auch diesen Lostag habe ich als recht zutreffend befunden: Weihnachten ist wirklich ein bevorzugter Termin für einen grundlegenden Witterungswechsel.

Die langdauernden Witterungsperioden, die hauptsächlich Gegenstand der Lostagregeln sind, hängen mit dem großen Luftmassenaustausch zwischen Land und Meer zusammen und sind darum stark von der Jahreszeit abhängig. Ich will den guten Sinn der Lostage an dem einen Beispiel des Siebenschläfers zeigen. In den Nordalpen pflegt sich im Lauf des Juni der Sommermonsun einzustellen, das ist eine feuchte, kühle Nordwestströmung, die an den Alpen reichliche Niederschläge hervorruft. Regnet es nun Ende Juni, so ist damit angezeigt, daß sich diese Monsunwetterlage tatsächlich ausgebildet hat. Herrscht aber Trockenheit, so kann man daraus mit Recht schließen, daß eine andere Gestaltung der Großwetterlage die Ausbildung des Monsuns verhindert hat. Dann kann es als wahrscheinlich gelten, daß er überhaupt nicht kommt und ein heißer Sommer bevorsteht, oder daß er doch erst viel später kommt.

Außer den bereits erwähnten Schwierigkeiten bei der Prüfung und Beurteilung von Lostagregeln müssen noch zwei Umstände in Betracht gezogen werden.

1. Der Bauer hat bei vielen Regeln ein Bild des Gesamtwetters vor Augen. Der Gelehrte aber prüft die Regel, indem er sie an einem meßbaren einzelnen Element oder mehreren getrennt voneinander nachprüft.

2. Der Bauer weiß genau, daß er die Regeln ihrem Sinn nach und mit einem gewissen zeitlichen Spielraum anzuwenden hat, sich also nicht unbedingt ausschließlich an den einen Lostag zu halten hat. Viele Fachleute neigen aber dazu, statt des Sinnes den Wortlaut zu prüfen. So meinte ein bekannter Meteorologe, die Bauernregeln dadurch lächerlich machen zu können, daß er sagte: „Was ist's nun, wenn es am Siebenschläfertag in einem Vorort regnet, im Innern der Stadt aber nicht?“ Dann müsse man für den Vorort einen verregneten, für die Stadt aber einen schönen Sommer erwarten und es wäre am besten, wenn alle Vorortbewohner zur Sommerfrische in die Stadt übersiedeln würden. Ich glaube, wir müssen froh sein, daß unsere Bauern keine solchen Schriftgelehrten sind, sonst würde es schlecht um die Ernten bestellt sein!

Auffallend ist, daß bei so vielen Lostageregeln die Prophezeiung gerade 40 Tage gelten soll. Es ist aber Tatsache, daß einer der häufigsten und klarsten Wetterrhythmen ungefähr 45 Tage lang ist. Wenn also der Wetterumschlag vor einer solchen 45tägigen Periode mit einem Lostag zusammenfällt, so kann es immerhin möglich sein, daraus einen Wahrscheinlichkeitsschluß auf die folgenden 40 Tage abzuleiten. Auch eine achtwöchige Witterungsperiode, die ich nach ihrem Entdecker „Vogelperiode“ genannt habe, sticht unter den vorkommenden Wetterrhythmen hervor. Auf sie kann sich die Siebenschläferregel für sieben Wochen im voraus beziehen.

Vom heutigen wissenschaftlichen Standpunkt aus muß man also über die Lostage folgendes sagen: es gibt Wetterrhythmen bestimmter Dauer, die häufiger als andere auftreten — vom $3\frac{1}{2}$ tägigen angefangen über mehrwöchige bis zu vieljährigen. Für die Lostage kommen hauptsächlich die mehrwöchigen Rhythmen in Betracht. — Andererseits zeigen manche Tage des Jahres eine bevorzugte Neigung für bestimmte Wettertypen; es gibt Zeiten im Jahr, zu denen das Wetter meistens beharrlich ist, andere, zu denen es häufiger wechselt (Pilgram-Schmauß). Es ist daher denkbar, daß gewisse Witterungsperioden auch zu gewissen Terminen besonders häufig beginnen und endigen.

Eine Zusammenstellung solcher regelmäßig wiederkehrender Abweichungen von Witterungsperioden von einem gedachten normalen Jahresverlauf des Wetters gibt Talmann für Amerika. Da sie auch für Europa Gültigkeit haben, seien sie hier mitgeteilt.

1. Jännertauwetter (milde Periode im Jänner).
2. Schwarzdornwinter (kalte Periode im April).
3. Die Eismänner (kalte Periode im Mai).
4. Schafkälte (kalte Periode im Juni).
5. Hundstage, nicht als Abweichung vom Normalen.
6. Squaw-Winter, Weiberwinter, winterliches Wetter im Herbst, das dem Nachsommer vorangeht.
7. Nachsommer, Altweibersommer, Indianersommer, milde Periode im Herbst, besonders im Oktober und November, tritt in Europa regelmäßiger auf als in Amerika.

In Europa unterscheidet man zwei Nachsommerperioden: 22. September bis 9. Oktober und Anfang November.

Aus diesen Feststellungen ergibt sich, daß die Lostage heute durchaus als ein ernstes Problem angesehen werden können, und daß sich ihre Prüfung, wofern sie dem Geiste der Regeln gerecht wird und sich nicht an den Buchstaben hält, um sie leichter widerlegen zu können, wahrscheinlich reichlich lohnen würde. In Erinnerung an meine einleitenden Worte muß ich hinzufügen, daß der gegenwärtige Stand der Wissenschaft schon Wege zu einer kausalen Erklärung der Erscheinungen weist.

Habe ich mich bisher nur mit Bauernregeln und Lostagen befaßt, so möchte ich doch nicht schließen; ohne jenes „Wetteraberglaubens“ zu gedenken, den ich zu Beginn meines Vortrages als „gestrigen“ erwähnte, denn ich glaube, es sind manche unter Ihnen, die enttäuscht heimgehen würden, wenn ich nicht noch ein paar Worte zur Frage „Mond und Wetter“ spräche. An diesem Thema kann ich auch besonders schön zeigen, wie fließend die Grenzen zwischen Wissenschaft und Aberglauben sind. Einer der ersten Fachmänner der Wetterkunde schrieb 1926 in einem Buch: „Nach dem jetzigen Stand der Wissenschaft muß von einem Einfluß des Mondes auf das Wetter abgesehen werden.“ Drei Jahre später schrieb derselbe Autor: „Und in der Tat scheint ein solcher Einfluß des Mondes auf die Luftdruckverteilung zu existieren. Vielleicht ändert

derselbe die Lage der Zugstraßen der Depressionen, vielleicht bewirkt er auch Änderungen in der allgemeinen Zirkulation. Je nach dem Orte, um den es sich handelte, wäre aber der Mondeinfluß ein ganz verschiedener; wo der hohe Druck zur Zeit des Vollmondes verstärkt würde, da wäre der Niederschlag geringer; an jenem Orte, von wo dieser Luftüberschuß weggeströmt und gleichzeitig der Druck verringert würde, da müßte umgekehrt um diese Zeit eine Neigung zu Niederschlag eintreten. Vielleicht erklären sich so die widersprechenden Ergebnisse verschiedener Örtlichkeiten, die bisher keine Deutung gefunden haben.“
Welch ungeheurer Fortschritt dieses Forschers, sogar die Wahrscheinlichkeit eines Mondeinflusses zuzugeben, während ein anderer im selben Jahr noch schreibt: „Der Mondaberglaube hat sich wie ein unverwüstliches Unkraut bis auf unsere Zeit des Rundfunks und Ozeanflugs fortgepflanzt, unbekümmert darum, daß die Wissenschaft sowohl theoretisch wie praktisch nachgewiesen hat, daß Witterungseinflüsse, die dem Mond zugeschrieben werden, so klein sind, daß es völlig verfehlt ist, nach Mondeinflüssen das Wetter auch nur mitbeurteilen zu wollen.“

Die ganze Schwäche dieses letzten Ausspruches zeigt sich einerseits in dem unbändigen Stolz, wie „wir's doch so herrlich weit gebracht“: auch ohne den Mond: zu Rundfunk und Ozeanflügen, andererseits in dem Argument, es sei theoretisch nachgewiesen, daß der Mond keinen Einfluß auf das Wetter habe.

Dieser Grundirrtum der meisten Meteorologen in der Mondfrage beruht auf der völligen Verkennung und Überschätzung des Zweckes und Wertes einer physikalischen Theorie. Die Theorie ist nämlich nur dazu da, vielfältige Einzelercheinungen einheitlich zu erklären und durch Extrapolation Prognosen zu ermöglichen, die dann des Versuches zur ihrer Nachprüfung bedürfen. Niemals aber kann aus einer Theorie eine neue Erscheinung bewiesen oder widerlegt werden! Die orthodoxen Meteorologen beriefen sich dem Mond gegenüber immer auf die Berechnung, daß seine Flutwirkung auf die Atmosphäre so klein sei, daß diese Wirkung gegenüber allen andern Wetterursachen vollkommen verschwinden müsse. Der Fehler bestand darin, anzunehmen, daß seitens des Mondes eine andere Kraft als die Hubkraft der Gravitation gar nicht in Betracht kommen könne, und da die zu gering sei, sei damit auch schon die Unschuld des Mondes erwiesen. Es nützte nichts, daß Otto Petterson zeigte, wie der Mond gewaltige Wogen in den Zwischenschichten der Meere erregt, und darauf hinwies, wie wahrscheinlich es ist, daß er auch die Zwischen- oder Sperrschichten der Atmosphäre erregen und dadurch nachhaltige Wetteränderungen hervorrufen könne. Es nützte ebenso wenig, daß ich vor 4 Jahren unter dem Hinweis darauf, daß noch ganz andere Wirkungen des Mondes auf das Wetter denkbar seien als eine direkte Gravitationswirkung, zeigte, wie sich die scheinbaren Widersprüche in den Mondeinflüssen durch Berücksichtigung der

Sonnentätigkeit erklären lassen. Keinem Forscher ist es bisher eingefallen, den von mir gezeigten Weg zu betreten, denn Mondglaube gilt den meisten einflußreichen Fachleuten noch immer als „Aberglaube“ und man will doch sein wissenschaftliches Renommee nicht zu Markte tragen!

Auf Grund meiner Wahrnehmungen habe ich 1927 in der Zeitschrift „Das Wetter“ folgende Vermutung ausgesprochen und zur Diskussion gestellt: „Wenn der Mond am Tage des Vollmonds in der Ekliptik steht, und an demselben Tag oder ein bis zwei Tage früher große aktive Fleckengruppen durch den Zentralmeridian der Sonne gehen, so stößt die isländische Zyklone ostwärts vor oder sendet mindestens einen Ausläufer nach Osten und es erfolgen in Mitteleuropa im Winter Wärme-, im Sommer Kälteeinbrüche.“ Niemand hat sich bisher an eine Untersuchung dieser Frage herangewagt, obwohl die Behauptung hinreichend klar formuliert war.

Immerhin hat der Mond heute nach dem zitierten Ausspruch des erstgenannten Fachmannes doch schon einige Aussicht in der Wetterkunde zugelassen zu werden, wenn auch einstweilen nur als außerordentliches Mitglied unter den Wetterfaktoren, nachdem die Sonne mit ihren Flecken fast schon als ordentliches, wirkliches Mitglied anerkannt und nur noch von ganz hartgesottenen Leugnern ignoriert wird.

Recht übel sind aber auch jetzt noch die Planeten daran, und der Glaube der alten Astrometeorologen,

und auch der modernen Wetterkalendermacher, daß die Aspekte der Planeten zur Erde und untereinander das Wetter beeinflussen, ist und bleibt vorderhand „krasser Aberglaube“, weil ein solcher Einfluß durch keine jetzt bekannte physikalische Kraft erklärbar wäre. Aber nur unbelehrbare Wagner-Naturen werden die Behauptung riskieren, daß es immer so bleiben werde. Wer einen Tropfen faustischen Blutes in seinen Adern verspürt, wird mit der Möglichkeit rechnen müssen, daß auch das große Gebiet des astrometeorologischen Wetteraberglaubens einst der Wetterkunde einverleibt werden könnte.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Schriften des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse Wien](#)

Jahr/Year: 1930

Band/Volume: [70](#)

Autor(en)/Author(s): Myrbach Otto

Artikel/Article: [Die Wetterkunde und der sogenannte Wetteraberglaube. 59-86](#)